

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...**

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen  
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den  
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

**Bertuch, Friedrich Justin**

**Rumburg, 1807**

[Vierfüßige Thiere]

[urn:nbn:de:bsz:31-263142](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263142)

hierf. Thiere

AK

121 E 3210, RK, 2, 4

2



4



3



6



5



# Die Fischotter.

(*Lutra vulgaris*, Blumb.)

Der kanadische Fischotter ist mit der in den nördlichen Gegenden der alten Welt von einerley Gattung, und gleicht derselben auch in allen Stücken, die Größe des Körpers und die Härte und Güte des Fells ausgenommen. Ueberhaupt ist die Fischotter ungefähr von der Größe des Dachses, außer daß sie noch kürzere Beine hat, als diese. Die europäische Fischotter hat etwa 2½ Fuß in der Länge; die amerikanische aber soll 3 Fuß und drüber han. Der Kopf dieses Thieres ist platt, die Schnauze breit, und auf beyden Seiten mit starken braunen und weißen Barthaaren besetzt. Der Hals ist kurz und fast so dick, als der Leib; dieser ist lang, und mit sehr schönem Haar besetzt, welches hellkaffeebraun ist. Der Schwanz ist oben am Leibe dick, und wird gegen das Ende allmählig spitzig. Die Füße sind mit fünf gleichen Zehen besetzt, die unter einander mit einer Schwimnhaut verbunden, und sehr scharf mit Nägeln bewaffnet sind.

Da die Fischotter zu den vierfüßigen Thieren gehört, welche auch ins Wasser gehen, und untertauchen müssen, um sich da ihre Nahrung zu holen; so hat ihr die Natur die besondern Einrichtung gegeben, daß sie die Oeffnung ihres Mundes, welche ziemlich klein ist, sehr verschließen kann, wozu ihr die starken Muskeln und die dicken Lippen behülflich sind. Das Gebiß der Fischotter gleicht dem Gebiß des Marders, und ist ziemlich scharf. Sie ist ein Raubthier, in ihrer Art fürchtbar genug. Auf dem Lande läuft sie ziemlich schnell, schwimmt aber besonders gut auf und unter dem Wasser; doch ist sie nicht im Stande, lange unter dem Wasser zu bleiben, weil sie bald Athem schöpfen muß. Das Gesicht und Gehör sind bey diesem Thiere sehr scharf. Schon in einer Entfernung von tausend Schritten soll sie den Jäger wittern. Sie ist außerordentlich scheu vor dem Menschen, so daß sie sich so gleich in ihre Höhle begibt, wenn sie ihn nur von ferne erblickt. Dabey ist sie nichts weniger als fürchtbar, sondern vielmehr äußerst kühn und mutbig. Wenn sie von Hunden verfolgt wird, und nicht gleich in ihr Loch schlüpfen kann, so setzt sie sich zur Wehre, und beißt die Hunde. Diese hingegen können ihr wenig anhaben; denn das Fell ist so dicht mit Haaren besetzt, und diese sind so fest in der Haut, daß, wenn auch gleich der Hund das Fell

4  
und Fleisch mit seinen Zähnen gefaßt hat, er dennoch keine Wunde reißen kann. Der  
der Fischotter hingegen ist sehr gefährlich.

Das Weibchen ist von schlankerm Leibe und hellerer Farbe als das Männchen. e  
Zeit der Paarung fällt in den Januar. Um diese Zeit locken sie sich mit einem gellern  
Schrey, der dem Pfeifen eines Menschen gleicht. Im May gebiert das Weibchen, 2,  
auch 4 Junge, welche sie in eine Höhle unter alten Bäumen am Ufer eines Flusses w.  
Die Jungen haben eine häßliche Gestalt, die besonders von ihrem dicken und unformlichen  
Kopfe herrührt. Nach 6 bis 8 Wochen nimmt die Mutter sie mit auf den Fang, und e  
sie darin. Die Jungen lassen sich leicht mit Milch, Brod, Fischen zc. auffüttern, zährt  
und zum Fischfange abrichten. In Schweden geschieht dies häufig.

Der Aufenthalt der Fischotter ist meistens an süßen Flüssen und Bächen; doch an  
an Seen und großen Teichen. Kleine Teiche werden selten von ihnen besucht, aus Furt  
vor Nachstellungen. Sie bleiben auch nicht lange an einem Orte. Da sie sehr gesäßig  
sind, und überdies mehr Fische würgen, als sie verzehren, so entblößen sie einen ziemli  
großen Teich, oder eine kleine See in kurzen von allen Fischen. Sie wohnen in den Höhl  
am Ufer; auch unter den Wurzeln und Löchern alter Bäume machen sie Wohnungen.  
Selbst wählen sie keine Löcher; aber sie helfen doch solchen, die sie vorfinden, nach, w  
richten sie zu ihren Wohnungen ein. Gewöhnlich trifft man in denselben einen häßlichen G  
stank an, der von den Ueberbleibseln der Fische herrührt, die sie nicht fressen. Ihre Wo  
nungen gehen höchstens 4 Fuß tief in die Erde.

Fische und Krebse sind den Fischottern die angenehmste Nahrung; sie fressen aber au  
außerdem Frösche, Wassermäuse und andere Wasserthiere. Man will behaupten, daß e  
im Nothfall auch Baumrinden fräßen, allein dies ist wohl nicht wahrscheinlich; vielleicht  
kann es geschehen, aber aus Muthwillen. Sie schwimmen Strom an, und stecken va  
Zeit zu Zeit den Kopf aus dem Wasser hervor, theils, um Lust zu schöpfen, theils, um u  
vernehmen, ob sie sicher sind. Wenn sie einen Fisch erblicken, so tauchen sie unter, un  
verfolgen ihn. Die kleinern Fische verschlingen sie im Wasser, größere fassen sie mit da  
Zähnen fist, und tragen sie ans Land. Sie fressen den Kopf nie mit. Im Winter suchn  
sie die Öffnung im Eise auf, und gehen durch dieselbe ins Wasser. Die Biber dulden die  
Fischotter nicht in ihrer Nachbarschaft.

Mit dem Biber hat sie jedoch gleiche Heimath. Sie ist in in Deutschland nicht selten, noch  
häufiger ist sie in den nördlichen Ländern von Europa. In Amerika, besonders in Canada,  
ist sie am häufigsten. Von dort her kommen auch die schönsten Felle. Die Felle der Fisch  
ottern sind überhaupt sehr glatt und glänzend. So lange das Thier lebt und unverletzt ist,  
haftet kein Wasser an den Haaren, und diese sind fast noch elektrischer als das Katzenhaar.  
Es behält Sommer und Winter einerley Güte, und härt nur gegen den Herbst unmerklich.

Weil der Glanz so dauerhaft ist, so wird auch das Fell sehr gesucht. Ein deutsches Otterfell wird mit 10 bis 15 Thalern bezahlt. Die aus Canada, welche wegen ihres vorzüglich schönen Glanzes Spiegelotterfelle heißen, sind viel theurer. Sie werden meistens zu Müssen gebraucht. Die langen feinen Haare benutzt man auch zu Hüten, und aus den Schwanzhaaren verfertigt man Pinsel.

In Europa stellt man den Fischottern wegen des großen Schadens, den sie den Fischreichen *ic.* zufügen, eifrig nach, und fängt sie in Tellereisen, welche mit Gewicht befestigt werden. Auch schießt man sie. In Canada stellt man denselben des Pelzwerks wegen nicht weniger nach. Die Eingebornen verkaufen die Felle an die Europäer, und brauchen sie auch selbst.

Das Fleisch der Fischottern wird zwar gegessen; es hat aber einen sumpfigen Geschmack, den es selbst dann noch beybehalten soll, wenn es, wie in England und Frankreich zu geschehen pflegt, nach Art des Wildprets mit guten Brühen angerichtet wird. Dessen ungeachtet wird es gern von den Karthäusermönchen gegessen, welche ihres Gelübdes wegen kein anderes Fleisch essen dürfen. Sie rechnen, vermuthlich des Namens wegen, die Fischotter zu den Fischen, und essen ihr Fleisch, wovon sie das Pfund gern mit 3 bis 4 Groschen bezahlen, in Pasteten. Eine mäßige Fischotter wiegt 40 Pfund.

## Die Meerotter.

(*Lutra marina.*)

Meer, oder Seeotter wird dieses Thier genannt, weil es sich im Meere aufhält. Es erreicht eine Länge von etwa 3 Fuß und drüber. Sein Fell hat ein schönes glänzendes Haar von schwarzer oder silbergrauer Farbe. Der Schwanz der Seeotter ist sehr kurz; er misst nämlich noch nicht ein Drittel von der Länge des Körpers, und ist dabey völlig kahl. Dieses Thier macht gleichsam den Uebergang zu den Robben; denn seine Hinterfüße ähneln den Hinterfüßen des Seehundes sehr. Ubrigens hat es mit der Fischotter in Ansehung ihrer Lebensart fast alles gemein. Doch ist es bei weitem nicht von so bösamem Naturell, wie diese. Es ist zwar listig und auf seiner Huth, aber beißt nicht so am sich, wie die Fischotter. Es läßt sich, wenn ihm alle Gelegenheit zur Flucht abgeschnitten ist, ohne Widerstand fangen. Die Meerotter hat einen außerordentlich scharfen und feinen Geruch; aber

dagegen ein schwaches Gesicht. Wenn man sie überrascht, und sie können die Flucht ergreifen, so fliehen sie bis auf eine gewisse Weite, dann bleiben sie stehen, sehen sich nach dem Feinde um, und halten die Vorderpfoten vor die Augen, gleichsam als wollten sie dadurch genauer sehen.

Die Weibchen lieben ihre Jungen mit einer seltenen Zärtlichkeit. Man will wahrgenommen haben, daß Mütter, denen man ihre Jungen entriß, auf der Stelle, wo ihnen ihr Theuerstes genommen wurde, vor Gram und Hunger gestorben sind. Männchen und Weibchen lieben sich ebenfalls zärtlich; sie lieblosen einander, umarmen und küssen sich, und geben sich allerley rührende Beweise ihrer gegenseitigen Zuneigung.

Die Meerotter wird zwar im Meere gefunden; doch ist sie kein eigentliches Seethier, vielmehr hält sie sich meistens auf dem Trocknen auf, wo sie auch schläft. Sie entfernt sich nicht weit von süßen Wassern, und bleibt immer, wenn sie ins Meer geht, in der Nähe der Küste. Sie schwimmt schnell, und läuft auch ziemlich hurtig auf dem Lande. Ihre Nahrung sind Fische, Krabben und allerley Schalthiere. Sie wohnt an der Küste von Kamtschatka, und an der jenseitigen Küste von Amerika bis nach Nootkasund hin.

Man stellt auch diesem Thiere seines kostbaren Felles wegen nach. Nach Einigen soll das ganz schwarze Seeotterfell das kostbarste von allen Pelzwerken seyn. Von geringerer Werthe ist es, wenn es ins Graue fällt. Es kommt nur selten nach Deutschland. In China wird es so hoch geschätzt, daß die vornehmsten Staatsbeamten Verbrämungen davon tragen. Ein einziges Fell kostet nicht selten 150 Thaler.

Das Fleisch der Meerotter, vorzüglich des Weibchens, wird von einigen sehr gerühmt. Es soll weit besser schmecken, als das von der Fischotter. Der berühmte Reisende, Steller, ernährte sich mit seinen Gefährten auf der Behringsinsel fast allein von diesem Fleische. Den dortigen Eingebornen dient es zur gewöhnlichen Speise. Nieren und Leber essen sie roh.

## Der Baumarder.

(*Mustella martes.*)

Der Baumarder ist etwas größer als der gewöhnliche Hausmarder; seine Länge beträgt von der Nase bis zum Schwanz zwei Fuß, die Länge des Schwanzes ein Fuß. Sein Kopf ist wie der Kopf bey den übrigen Gattungen dieses Geschlechtes, platt und klein, der

Leib lang gestreckt, und macht im Gehen einen Bogen. Die Beine sind ziemlich kurz. Der Baummarder hat ein schönes glänzendes Fell, welches unter dem Halbe dottergelb, sonst überall (Füße und Schwanz ausgenommen, welche schwärzlich sind) hell Kastanienbraun ist. Er scheint sich nur in außerwesentlichen Dingen, z. B. in Ansehung der gelben Kehle, der etwas höhern Beine und längern Haare vom Haus- oder Steinmarder zu unterscheiden, und daher möchte vielleicht mancher beyde Thiere nur für Spielarten ansehen. Gleichwohl scheint dies die bisherige Erfahrung zu widerlegen. Man weiß kein Beyspiel, daß beyde Thiere sich mit einander begattet haben, welches doch gewiß geschähe, wenn sie nichts anders als Spielarten wären, da sie oft so nahe beyssammen und unter einander leben.

Der Baummarder ist wie der Hausmarder sehr flink und schnell im Laufen, auch besonders sehr geübt im Klettern. Beyde Thiere sind räuberisch, blutgierig und gefräßig. Sie haben die besondere Einrichtung, daß sie den Leib sehr enge zusammen pressen, und durch sehr enge Oeffnungen hindurch schlüpfen können. Der Baummarder kommt fast gar nicht in die Wohnungen der Menschen, sondern hält sich meistens in den Wäldern, besonders in Schwarzwaldungen auf. Er wohnt gern in hohlen Bäumen, oder in Baumlöchern, die trocken sind. Trockenheit lieben überhaupt alle Gattungen dieses Geschlechts. Die Baummarder wählen sich auch wohl solche Löcher in Bäumen zu ihrem Aufenthalt, in welchen Eichhörnchen und Vögel ihre Nester gehabt haben. Sind sie ihnen nicht geräumig genug, so erweitern sie dieselben. Auch in Felsenritzen schlagen sie ihre Behausung auf. Gemeinlich hat ein Thier mehrere Wohnungen. Da sie sehr scheu und misstrauisch sind, so verlassen sie oft die eine, wenn sie die mindeste Gefahr merken, und beziehen eine andere. Gegen das Ende des Januars, oder im Anfange des Februars also viel früher als die Hausmarder — paaren sie sich. Das Weibchen bringt am Ende des März oder im Anfange des Aprils 3 bis 4 Junge. Sie sucht für sie ein von Eichhörnchen oder wilden Tauben verlassnes Nest auf, trägt weiches Moos oder dergleichen hinein, und hält hierin ihre Niederkunft. Die Mutter erzieht sie mit vieler Sorgfalt. Man sagt, sie sey so vorsichtig, nicht in der Nähe ihres Nestes zu rauben, um nicht entdeckt zu werden. Wenn die Jungen 5 bis 6 Wochen alt sind, so klettern sie auch schon auf den Zweigen herum, und machen allerley possuliche Sprünge und Bewegungen. Man kann sie in diesem Alter ziemlich leicht fangen, und zum Vergnügen zahm machen. Sie lassen sich leicht zähmen, und gehen im Hause unter Hunden und Katzen frey umher, und spielen mit denselben. Da ihnen die Natur nicht den Trieb der Hausmarder gab, in Löchern und Winkeln herumzukriechen; so verlaufen sie sich auch nicht so leicht, wie diese.

Als Hausthiere fressen sie fast alles, wie die Hunde und Katzen. Wild stellen sie besonders den Eichhörnchen sehr nach. Sie sind die abgesetztesten Feinde derselben, und verfolgen sie mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, bis sie dieselben so ermüdet haben, daß sie sich ergeben müssen. Außerdem frist der Baummarder schädliche kleinere Thiere, Mäuse, Maulwurfsgrillen u. Junge Hasen, und aller-  
stes Pest.

ley Geflügel, z. B. Rebhühner, Haselhühner, Birkhühner, Fasänen und andere größere und kleinere Vögel weiß er im Schlafe zur Nachtzeit listig zu beschleichen. Den Nestern der Vögel spürt er überhaupt fleißig nach. Honig frisst er gleichfalls gern. Sein Fell soll davon haarlose Flecken, die man Honigflecke nennt, erhalten. Ob der Hausmarder gleich ein eigentliches Raubthier ist, so frisst er doch auch Beeren und andere Früchte. Die rothen Beeren des Ebereschensbaums sollen besonders eine leckere Speise für ihn seyn. Einige dieser Thiere können einen ansehnlichen Baum dieser Art bald seiner Früchte berauben.

Die Heimath des Baumarders sind die nördlichen Länder Europens und Asiens. In Deutschlands Waldungen ist er gar nicht selten. Das Fell desselben gehört zu den geschätzteren Pelzwerken. Der Theil, welcher vom Kopfe nach dem Schwanze zu geht, wird dem Sobelfelle gleich geachtet; ja, auf den Gebirgen in Krain sollen viele Marder so vortreffliche Felle haben, daß sie dem Felle des Sobels fast gleichkommen. Man macht davon Mütze für Frauenzimmer und Verbrämungen. Sein Fleisch essen viele nordische Völkerschaften. Nach Buffons Versicherung wird es auch in Frankreich gegessen.

Des schönen Pelzwerks wegen stellt man dem Marder nach, und fängt ihn auf verschiedene Weise. Im Winter, wo der Pelz, wie überhaupt bey allen ähnlichen Thieren am schönsten ist, wird er vorzüglich aufgesucht. Man erräth ihn auf seiner Fährte im Schnee. Der Jäger kann daran merken, auf welchen Bäumen er sich aufhält. Trifft man ihn auf dem Baume, wo er im Neste liegt, so kann man sich ihm nahen, und ihn herunter schießen. In Ermanglung eines Schießgewehrs darf man unter dem Baume nur einen Stock in die Erde stecken, ein Kleidungsstück darauf hängen, und Schießgewehr hohlen. So lange das Thier die Kleidung sieht, geht es nicht aus seinem Neste.

Wo möglich, sucht man sie mit einer kleinen Kugel und nicht mit Schrott zu erlegen, weil das Fell dadurch sehr durchlöchert wird. Werden sie unten auf dem Boden von Hunden gehetzt, so gehen sie ruhig fort, bis ihnen die Hunde ganz nahe kommen; dann springen sie aber schnell auf einen Baum, legen sich auf einen starken Zweig, und lassen die Gefahr vorüber. Man fängt sie auch sonst noch in Eisen und Fallen.



# Der Zobel

(*Mustella zibellina*.)

Dieses berühmte Thier ist unter uns, wenigstens dem Namen nach, sehr bekannt. Es gehört zu dem Mardergeschlecht, und hat sowohl in der Bildung des Körpers als der Lebensart viele Aehnlichkeit mit dem Baummarder; doch ist es nicht so groß, und sein Leib nicht so lang. Seine Länge beträgt etwa 16 bis 18 Zoll ohne den Schwanz. Die Schnauze ist spitzig, und der Kopf dick; die Farbe meistens Kastanienbraun, bald dunkler bald heller; es gibt aber Zobel von mancherley andern Farben und Schattirungen. Einige sind z. B. braun, andere völlig schwarz, und das Haar von schönem Glanze. Auch findet man aschgraue mit einem röthlichen Schimmer; weiße sind höchst selten. Außerdem verändern sie sich auch nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Diejenigen, z. B., welche ein dunkelbraunes Haar haben, sehen im Sommer oft ganz gelbbraun aus.

Der Zobel ist ebenfalls ein sehr munteres und flinkes Thier. Er läuft und springt sehr schnell; klettert auf die Bäume, und springt mit großer Leichtigkeit und Behendigkeit von einem Baume zum andern. Er lebt wie der Marder vom Raube. Oft begibt er sich nach dem Wasser, und sucht Fische zu fangen, welche er sehr gern frisst. Gewöhnlich aber fängt er Ratten, Mäuse und ähnliche kleine Säugethiere. Auch Vögel sucht er zu beschleichen. Im Herbst nährt er sich von allerley Beeren, die häufig in den Gegenden wachsen, wo er sich aufhält. Des Nachts geht er auf Raub aus, und zeigt sich dabey sehr listig und verschlagen. Er soll auch Hasen, Eichhörnchen und Wiesel ansallen und verzehren. Am Tage liegt er ruhig, und schläft in seiner Wohnung. Diese ist meistens in Erdhöhlen, in Löchern und hohlen Baumstämmen.

Zur Zeit der Begattung sollen sie einen unangenehmen Geruch von sich geben. Das Weibchen bringt 3 bis 4 Junge.

Die unbewohnten waldigen Gegenden des nördlichen Erdstriches von Asien und Amerika sind die Heimath des Zobels. In der Gegend des Obys und Irisch sind auch Zobel, aber ihr Fell gehört zu den geringern. Je mehr östlich man kommt, desto besser werden die Felle. In den Gegenden des Lenastroms, und besonders um Irkuzk sind die Zobel am zahlreichsten; und die um letztere Orte zugleich die kostbarsten.

Der Zobelfang ist in Sibirien ein sehr einträgliches Gewerbe. Er wird in den Monaten November, Dezember, Januar und Februar angestellt, wo die Pelze am schönsten sind. Die Felle müssen eigentlich der russischen Krone eingeliefert werden. Indes behalten die Zo-

belfänger viele für sich, und verkaufen sie im Schleichhandel weit vortheilhafter, als wenn sie dieselben abliefern. Viele dem russischen Scepter unterworfenen östlich-asiatische Nationen mußten statt eines Tributs sonst lauter Zobelfelle entrichten. Heut zu Tage aber, wo die Zobel wegen der häufigen Nachstellungen so sehr vermindert sind, nimmt die Krone auch anderes Pelzwerk und Geld dafür.

Auf den Zobelfang gehen gewöhnlich ganze Gesellschaften von 20, 30 bis 40 Mann aus. Diese durchstreifen die großen und entlegenen Waldungen Sibiriens, die am dicksten und finstersten sind; denn hier halten sich die meisten Zobel auf. Die Gesellschaft wird von einem gemeinschaftlichen Oberhaupte angeführt. Sie versteht sich mit allen nöthigen Bedürfnissen des Lebens auf drey bis vier Monate. Ist sie in eine zahlreiche Gegend gekommen, so theilt sie sich in mehrere kleinere Haufen von etwa drey bis vier Personen. Einer von diesen ist wieder der Anführer, dem die übrigen gehorchen. Vorher, ehe sie sich zerstreuen, bauen sie sich Hütten, worin sie Schutz gegen die Strenge der Witterung haben, und von da zerstreuen sie sich, und gehen auf den Fang aus. Damit sie sich in den großen Waldungen nicht verirren, und wieder zu den Hütten kommen können, so machen sie sich, ehe sie ausgehen, allerley Zeichen und Merkmale an den Bäumen. Jede Partey stellt nun in ihrem Distrikte sogenannte Schlagbäume, eine Art von Fallen auf, an deren Schnelzungen sie einen Fisch oder ein Stück Fleisch binden. Ein jeder von der Gesellschaft stellt deren täglich etwa zwanzig an verschiedenen Orten auf, und beschäftigt sich damit, nachzusehen, ob sich ein Thier gefangen habe, das gefangene herauszunehmen, und die Falle wieder aufzustellen. Außerdem werden auch Schlingen gelegt, worin man die Thiere fängt. Während daß Einige sich so mit dem Fange beschäftigen, streift der Befehlshaber den gefangenen die Wölge ab. Andere ziehen aus den gemachten Gruben die Lebensmittel herbey, und thun andere nöthige Arbeiten. Wenn die Zobel nicht mehr in die gelegten Schlingen oder Schlagbäume gehen wollen, so bemüht man sich, sie auf andere Weise zu fangen. Der Jäger sucht nämlich die Fährte des Thieres, welche sich im Schnee sehr deutlich abdrückt, auf, und folgt ihr nach bis an das Loch, welches dem Zobel zum Aufenthalt dient. Hat er dies entdeckt, so umstellt er es mit einem Netze, welches 13 Klafter lang und 4 bis 5 Fuß breit ist. An dem Netze sind ein paar Schellen oder Glöckchen angebracht, an deren Kellingel der Jäger, der in einiger Entfernung mit dem Hunde wartet, hören kann, ob das Thier sich gefangen hat. Ist dies geschehen, so eilt er hinzu, und läßt es vom Hunde einwürgen. Wenn die Höhle mehrere Löcher hat, so sucht man das darin befindliche Thier mit Rauch und Dampf herauszutreiben, und fängt es dann, oder schießt es mit stumpfen Bolzen, die das Fell nicht beschädigen. Am Ende des Februars endigt sich die Fangzeit. Die einzelnen Truppen versammeln sich, bringen alle gewonnenen Felle zusammen, und theilen sie unter sich, nachdem sie vorher der Krone die ihr gebührenden, ingleichen die als Gelübde der Kirche gewidmeten abgezogen haben, und so wandern sie nach Hause.

Der Pelz vom Sobel hat das Besondere, das er, ohne struppig zu werden, immer folgt, man mag ihn auf- oder abwärts strichen. Ueberdies ist das Haar sehr lang, elastisch, fein und glänzend. Doch sind nicht alle von einerley Güte, und also auch nicht von einerley Preise. Man hat Felle, wovon eins nicht mehr als einen Viertel Rubel kostet, dagegen auch andere, wovon das Stück 50, 60 und mehrere Rubel gilt. Die schwärzlichen werden am meisten geschätzt. Ein Pelzwerk von solchen Fellen, wenn sie einen rechten Silberglanz haben, kommt oft auf 5 bis 10,000 Rubel zu stehen. Die russischen Monarchen pflegen damit fürstlichen Personen Geschenke zu machen. Die Felle, welche an die Krone entrichtet werden, liefert man in Sibirien dem Statthalter ab. Bey ihm werden sie mit einem Siegel bezeichnet, wenn sie vorher zubereitet sind; und dann an den Senat nach Petersburg gesandt. Die Krone braucht sie, wie gesagt, theils zu Geschenken, theils werden sie für ihre Rechnung verkauft. Sie kommen aus Petersburg und Archangel zu uns, und werden in verschiedenen Sorten Kistenweise verhandelt. Jede Kiste enthält 10 Zimmer von Num. 1 bis 10. Die von Num. 1 sind die besten, und so nehmen sie an Güte ab bis Num. 10., welche die schlechtesten sind. Die Engländer, Holländer, Hamburger holen sie unmittelbar aus Rußland, wo zu Archangel und Petersburg große Niederlagen sind, und setzen sie bey uns an Rauchhändler ab. Die Kirschner kaufen sie im Kleinen, und machen Mütze, Verbrämungen &c. davon.

Von Rußland aus wird besonders auch nach China und der Turkey ein starker und sehr einträgliches Handel mit diesem Pelzwerk getrieben.

Die Sobelschwänze, welche nebst den Füßen von den Fellen abgesondert werden, verkauft man besonders und zwar hundertweise. Eben so werden auch die Füße verkauft. Hundert Schwänze kosten gewöhnlich 18 bis 20 Rubel. Für hundert Vorderfüße zahlt man 15, und für eben so viele Hinterfüße 17 Rubel.

## D a s H e r m e l i n .

(*Mustela erminea.*)

Das Thierchen, welches zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen Hermelin heißt, ist ein wahres Wiesel seiner Gestalt und Lebensart nach: nur größer, als das gemeine Wiesel. Es hat einen sehr in die Länge gedehnten Leib, der Hals ist lang, und der Kopf dick, welches alles das sonst niedliche Thier etwas entstellt. Die körperliche Länge

ge desselben beträgt 1 Fuß, ungerechnet den Schwanz, welcher etwa 4 bis 5 Zoll Länge hat. Das Thierchen ist schön, schlank, und behende in allen seinen Bewegungen; der Blick desselben munter, muthig und dreist. Im Winter wird es am ganzen Leibe weiß; die Schwanzspitze ausgenommen, welche beständig pechschwarz ist. Diese Veränderung der Farbe geschieht vornehmlich und gewöhnlich in den nördlichsten Ländern von Europa und Asien; bey uns in Deutschland selten. Im Sommer ist es nur unter dem Halse und am Bauche weiß oder gelblich, und am übrigen Körper, (die Schwanzspitze ausgenommen) bräunlich. In dieser Farbe heißt es gemeinlich das große Wiesel; aber wenn es ganz weiß ist, Hermelin. In Deutschland und andern Ländern gibt es viele ganz weiße Wiesel, die aber auch im Sommer weiß sind, und die also ihre Farbe unveränderlich behalten. Diese werden den eigentlichen Hermelinen nicht gleich geschätzt.

Ihre Wohnungen haben die Hermeline in Häusern und unter denselben; in Felbern und Wäldern, in Erdhöhlen und Löchern der Maulwürfe; auch unter Steinhäusen. Besonders halten sie sich gern in der Nähe der Flüsse, Seen und an Wiesen auf. Maulwürfe, denen sie in ihren Höhlen nachspüren; Mäuse, die ebenfalls in ihren Löchern nicht sicher vor ihnen sind, machen ihre Hauptnahrung aus. Mit den erhaschten Mäusen pflegen sie zu spielen, wie die Katzen, und sie erst nach langer Qual zu tödten. Sie sind auch große Liebhaber von jungen Hasen, Kaninchen, und besonders von kleinen und jungen Vögeln und Eiern der Vögel. Sie suchen die Nester der Rebhühner, der Fasanen, der Tauben und Hühner auf, schleppen die Eier unter dem Kinn eingeklemmt fort, zerbrechen sie dann, und saufen sie aus. Wenn sie in die Hühnerställe gerathen, so überfallen sie auch die alten Hühner, beißen sie ins Genick, und tödten sie. So klein das Thierchen ist, so hat man doch schon wahrgenommen, daß es jungen Rehen auf den Hals gesprungen ist, und ihnen die Halsflecken mit seinem scharfen Gebiß zerbissen hat; ja es soll sogar so keck seyn, sich an das Elendthier und selbst an Bären zu wagen. Wenn diese Thiere im Schlafe liegen, springt es ihnen nach den Ohren, und beißt so fest zu, daß diese nicht im Stande sind es abzuschütteln. Das Elendthier und der Bär sollen alsdann, von Schmerzen geängstigt, wüthend umher laufen, bis sie matt sind, und oft sich von einem Felsen herab zu Tode stürzen.

Das Weibchen bringt bisweilen an acht Junge, oft aber auch nur drey oder vier. Sie macht ein Nest für ihre Jungen in einer Höhle, und füttert es aus mit Federn, Haaren, Moosen &c. Die Jungen säuget sie drey Wochen lang, hernach fängt sie ihnen lebendige Mäuse, und läßt sie damit spielen, und sie endlich fressen.

Das Hermelinwiesel, wie man es wohl schicklich nennen könnte, ist zwar in Deutschland so häufig nicht als das gemeine, indes wird es doch auch zuweilen hier gefunden. Die nördlichen Gegenden aber sind sein eigentliches Vaterland, wo man es in großer Menge antrifft.

Die Lappen und andere nordische Völker fangen das Thierchen in Fallen oder Schlingen, schießen es auch mit stumpfen Bolzen. Man legt z. B. eine Steinplatte, die eine gerade Oberfläche hat, hin, und oben darauf eine gleiche Steinplatte, die mit einem Hölzchen aufgestellt wird. An dem Hölzchen befestigt man in der Mitte zwischen den beyden Steinen Lockspeise. Will nun das Thier diese anstreifen, so fällt der Stein nieder und zerquetscht es.

Die sibirischen Hermeline sind die besten; sie werden auf der Stelle mit 15 bis 18 Kopfen bezahlt. Der Balg gibt ein sehr kostbares Pelzwerk. Das Haar ist zwar kurz; aber sehr fein und weich. Wenn es aus den bloßen Schwänzen mit den pechschwarzen Flecken zusammengesetzt ist, so wird es am meisten geschätzt. Könige, Fürsten, Bischöfe u. trugen ehemals Mäntel und andere Kleidungsstücke, mit diesem Pelzwerke gefüttert. Die Kürschner geben oft die Pelze von lombardischen Lammfellen, die sie eben so künstlich zusammen setzen, für Hermelinpelze aus.

Das braune Fell des Thieres wird wenig oder gar nicht benutzt, und wenn in Deutschland ja einmal ein weißes Wiesel oder Hermelin gefangen wird, so kommt es doch nicht in den Handel. Die Landleute, die es etwa fangen, verkaufen das Fell nicht, weil sie den Glauben haben, das man kranke Gliedmaßen (z. B. schwindende und aufgeschwollene) damit heilen könne; besonders aber, daß es gegen aufgetretene Ruhr diene.

Kirre läßt sich dieses Wiesel nicht machen; will man es indeß zum Vergnügen lebendig erhalten, so wirft man ihm einen Bündel Werg hin, worin es sich verwickelt. Man kann es mit Eiern und Fleisch ernähren; es frist aber das Fleisch nicht eher, als bis es fault.

In den Wäldern wird dieses Wiesel von der wilden Katze verfolgt und gefressen. Weil es als Hermelin besonders so weiß und reinlich aussieht, so glaubte man ehemals, daß es lieber ins Feuer ginge als in den Roth. Sonderbar ist es, daß dieses so niedliche Thierchen einen unangenehmen widrigen Geruch an sich hat, so daß selbst die Samojeeden und Tungusen das Fleisch verabscheuen. Die Jakuten sollen es nur im höchsten Nothfall essen.

## D a s B e e h.

*(Sciurus vulgaris.)*

Schon hier in unsern Gegenden ändert das gemeine Eichhörnchen im Winter die Farbe, und wird, da es im Sommer fuchsroth ist, aschgrau oder grau gesprenkt. In Sibirien aber und in mehreren ganz nördlichen Gegenden nimmt es eine grauweißliche Farbe an, und heißt dann insbesondere Wehe. Dieses Thierchen, das man wegen seiner Possierlichkeit den Affen der nördlichen Länder nennen könnte, hat ungefähr die Größe des gemeinen Wiefels. Es ist von der Nase bis zur Schwanzspitze etwa 16 bis 17 Zoll lang. Der buschige Schwanz, der dem Umfange nach größer scheint, als das Thierchen, ist eben so lang, als der ganze Körper. Es ist schön gebauet, und die einzelnen Theile haben nicht die Disproportion, wie beym Wiesel. Die Kinnladen sind, weil das Eichhorn harte Speisen zerkauen muß, sehr beweglich. Um das Maul herum stehen ziemlich lange und starke Borstborsten. Die fuchsrothe Farbe des Körpers geht in sanfter Mischung unter der Kehle, unter dem Halse und Bauche in einen weißen Streif über. Die Füße sind zum Klettern mit scharfen Nägeln besetzt. Der Schwanz ist die schönste Zierde des Thierchens. Es trägt denselben im Sitzen auf den Rücken zurückgeschlagen, im Laufe ist er in der Länge ausgestreckt. Die Haare sind nur an den Enden braun oder fuchsroth, am Grunde sind sie aschgrau, und die Schwanzhaare mit Weiß gemischt. Man trifft aber auch in Deutschland öfters schwarze Eichhörner an.

Die Munterkeit und Lebhaftigkeit dieser Thiere ist belustigend. Wenn man sie unten auf der Erde antrifft, wo sie leicht zu erhaschen sind, weil sie das Laufen nicht allzulange aushalten, suchen sie so schnell als möglich einen Baum zu erreichen. Mit der größten Behendigkeit klettern sie den Baum auf der entgegengesetzten Seite hinan, und schießen dann nach ihrem Verfolger hin. Drohet man ihnen, oder wirft man sie, so steigen sie höher, und verlieren sich in den Zweigen. Sie laufen auf den dünnsten Zweigen, ohne daß diese sich sonderlich biegen, und springen von diesen gleichsam im Fluge auf einen oft 12 Fuß davon entfernten andern dünnen Zweig eines benachbarten Baumes. Der geschickte Bau ihres Körpers, die Leichtigkeit desselben und besonders der buschichte leichte Schwanz besördern so gewagte Sprünge. Sie lieben Reinlichkeit und einen trockenen Aufenthalt; daher sitzen sie auch sehr häufig auf den Hinterfüßen, und putzen sich in dieser Stellung mit den Vorderpfoten. Die Sonnenhitze ist ihnen lästig; daher suchen sie Schatten.

Sie haben ein scharfes Gesicht und einen feinen Geruch. Die Veränderungen des Wetters empfinden sie sehr richtig vorher. Sie geben verschiedene Laute von sich. Zur Zeit der Begattung und in der Fröhlichkeit ist er eine Art von Pfeifen, bey Furcht ein Klatschen, und im Zorne, oder wenn sie gefangen sind, ein Knurren und Zischen.

Sie begatten sich im März das erstmal im Jahre. Hiebey entsteht fast immer ein blutiger Krieg. Man sieht alsdann bisweilen wohl zehn bis zwölf auf einem Baume sich um Gatten und Gattinnen streiten. Hat eins den Platz behauptet, so wird in der Nähe kein anderes geduldet. Nach vier Wochen, im April, oder im May wirft das Weibchen von 3 zu 7 Jungen in einem Neste, das sie mit Moose gut ausgesütert hat. Sie bleiben acht Tage blind, und werden etwa vier Wochen lang gesäuget; nachher steigen sie schon aus dem Neste, und klettern auf den Zweigen der Bäume umher. Die Mutter ernährt sie mit dem, was ihr selbst zur Nahrung dient, so lange bis sie selbst für sich sorgen können.

Die Eichhörnchen findet man in ganz Europa, fast in ganz Asien und im nördlichen Amerika. Sie bewohnen die Wälder, und haben ihre Wohnungen oder Nester, deren jedes Paar mehrere anlegt, auf hohen Bäumen. Sie bauen sich dieselben entweder selbst von Reis und andern Materialien; oder sie richten auch die Krähen- und Elsternester zu ihrer Wohnung ein. Bey stürmischem Wetter verstopfen sie das Loch, wo der Wind herkommt, und schließen sich bey heftigen Regengüssen ganz in ihre Wohnungen ein.

Ihre Nahrung besteht in allerley Nüssen, Kernen und Sämereyen. Sie fressen die Kerne von Birnen, Äpfeln &c., und können daher den Obstpflanzungen großen Schaden thun, denn sie zerkauen die Früchte um der Kerne willen. Sonst fressen sie gewöhnlich Eicheln, Bucheckern, den Samen von Fichten, Tannen &c.; auch beißen sie die jungen Knospen der Bäume ab, und verzehren sie. Wallnüsse lieben sie vorzüglich. Sie leeren in Kurzem einen ansehnlichen Baum ab, und tragen die Nüsse fort. Pfirschen, und Aprikosenkerne sind ein tödtendes Gift für sie. Sie legen in hohlen Bäumen, in Löchern in der Erde, und an andern Orten Vorräthe an für die Regenzeit und für den Winter.

Bey strenger Kälte, und besonders wenn Schnee liegt, sterben viele vor Hunger. Man findet sie alsdann in ihren Nestern erstarrt, und in ihren Magen ist nichts als ein wenig unverdaute Baumrinde.

Sie haben an dem Baumarder einen grausamen Feind, der sich hauptsächlich von ihnen nährt. Er verfolgt sie, bis sie ermattet und unter dem ängstlichen Geschrey ihm in die Klauen fallen. Eulen, Krähen &c. holen die Jungen aus dem Neste weg, und verzehren sie. Auch die Menschen sind ihre Feinde. Da sie bey uns manchen Schaden thun, so stellt man ihnen nach, und fängt sie in Schlingen und in Fallen. Auch schießt man sie mit Flinten und Blaseröhren. Ihr Fleisch ist esbar. Gebraten schmeckt es wie Hühnerfleisch. Das Fell der hiesigen rothbraunen und fuchskrothen wird nicht geachtet,

es best.

E

---

ob es gleich sehr gut zu gebrauchen wäre. Das Fell der grauen aber, wovon die besten aus Sibirien kommen, und unter dem Namen Grauwerk oder Wehe bekannt sind, wird sehr häufig verarbeitet.

Man kann die Eichhörchen ihres possierlichen Betragens wegen im Hause halten. Sie müssen an kleine Ketten gelegt, und an solche Derter gesetzt werden, wo sie nichts zernagen können. Da sie bisweilen auch, ohne daß man sie reizt, boshaft werden und beißen, so hat man sich in Acht zu nehmen. Es sind Beyspiele genug vorhanden, daß ihr Biß so gefährlich war, daß das gebißne Glied nicht geheilt werden konnte, sondern abgeschnitten werden mußte.

---



besten  
sind,

allen.  
nichts  
beis  
s ihr  
abge